

Catherine Shepherd

Der Nachtschattenmann

Julia-Schwarz-Thriller · Band 9

LESEPROBE

Copyright der Originalausgabe © 2024

Catherine Shepherd

Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Ich habe einen Fehler gemacht. Einen, der sich nicht einfach rückgängig machen lässt. Was würde ich dafür geben, wenn es doch möglich wäre. Aber ich muss mich wohl mit der Realität abfinden. Nichts ist mehr so, wie es einmal war. Jede Nacht verfolgt mich dieser Fehler in meinen Träumen.

Eigentlich sind es eher Albträume. Ich spüre wieder den Fahrtwind und gebe Gas, während ich mich an das Motorrad schmiege. Die Straße ist trocken, nur ein paar gelb und rot verfärbte Blätter auf dem Asphalt tauchen geisterhaft im Scheinwerferlicht auf. Ich zwingen mich, die Spur zu halten und nicht auszuweichen. Mit atemberaubender Geschwindigkeit rase ich durch die Nacht und fühle mich unbesiegbar. Der Motor dröhnt und ich fliege beinahe über die Fahrbahn. Berauscht beschleunige ich weiter. Und dann passiert es.

Etwas blockiert den Weg. Aus dunkelbraunen Augen starrt es mich an. Ein Reh.

»Nicht ausweichen!«, hat mein Fahrlehrer immer gepredigt. Aber die Augen hypnotisieren mich. Wie in Zeitlupe reiße ich den Lenker herum. Ich kann nicht mit diesem Tier kollidieren. Alles in mir sträubt sich dagegen. Der graue Asphalt unter meinen Reifen weicht dem fahlen Grün der angrenzenden Wiese. Erst fliege ich, und für den Bruchteil einer Sekunde empfinde ich Glückseligkeit über den vermiedenen Zusammenstoß. Das Reh lebt. Doch schon taucht der Stamm eines Baumes vor mir auf. Der Aufprall

presst mir die Luft aus den Lungen. Grelle Blitze tanzen um meinen Kopf und dann herrscht plötzlich vollkommene Dunkelheit. Der Schmerz ist überall. Er hat sich in sämtlichen Zellen meines Körpers eingenistet.

Jetzt, Monate später und nach wochenlangem Koma, ist er immer noch da. Jeder Tag ist eine Qual. Mein Gesicht ist entstellt. Der Kieferknochen war gebrochen, die beiden mittleren Schneidezähne im Oberkiefer zersplittert. Die Milz wurde entfernt. Der Oberschenkelbruch mit Nägeln behoben. Doch die Narben werden bleiben, so wie mein einst hübsches Gesicht einer grässlichen Maske gewichen ist. Wenn ich heute in den Spiegel schaue, sehe ich verzerrte Lippen, die ihre einstige Form verloren haben. Die Nase erscheint schief, vermutlich wegen der breiten Narbe, die quer über ihren Rücken verläuft. Und den Mund öffne ich lieber nicht. Die Schneidezähne sind provisorisch überkront, aber selbst das fühlt sich unecht an. Mein Lächeln wirkt fremd, als gehöre es nicht mehr mir. Sogar meine Mutter, die sich zugegebenermaßen aufopferungsvoll um mich kümmert, senkt den Blick, sobald ich die Zähne entblöße. Deshalb hat sie mich hierhergeschickt, in diese Klinik, die mein Lächeln wiederherstellen soll.

Ich spüre ein dumpfes Pochen hinter der Stirn, weil die Betäubung langsam nachlässt. Die Liege unter mir ist hart und verstärkt mein Unwohlsein. Meine Zunge liegt wie ein Fremdkörper im Mund. Ich kann sie nicht bewegen. Vorsichtig hebe ich die Hand und taste an meinen tauben Lippen entlang.

»Sie werden Ihr neues Lächeln lieben«, hatte mir der Arzt der Zahnklinik vor dem Eingriff versprochen.

Ich kann es kaum erwarten, in den Spiegel zu sehen. Ich versuche, mich aufzurichten, aber meine Muskeln gehorchen mir nicht. Das Pochen hinter meiner Stirn verursacht jetzt einen stechenden Schmerz. Resigniert sinke ich wieder zurück und atme tief ein. Dann taste ich erneut im Gesicht nach den Spuren der Behandlung. Als mein Zeigefinger die Nase berührt, spüre ich etwas Ungewohntes. Erst jetzt bemerke ich den Verband, der sie umhüllt.

Hoffentlich ist bei der Zahnbehandlung nichts schiefgelaufen. Nervös taste ich weiter und entdecke auch auf der Stirn einen Verband. Als ich über meiner rechten Augenbraue ein wenig kräftiger zudrücke, lässt mich ein spitzer Schmerz zusammenzucken. Panisch schaue ich mich im Raum um. Wo ist das Personal? Es sollte doch jemand da sein, falls etwas nicht stimmt. Der Arzt hatte mir versichert, dass alles überwacht wird.

Haben sie mich etwa allein gelassen? Meine Hände zittern, während ich mich im Raum orientiere. Bestimmt ist etwas schiefgelaufen. Vielleicht sind die Narben in meinem Gesicht während der Zahnbehandlung aufgeplatzt. Der Arzt aus dem Unfallkrankenhaus hatte mir geraten, nicht zu früh mit kosmetischen Korrekturen zu beginnen. Erst sollten die Brüche verheilt sein. Ich fahre mir mit den Fingerspitzen über die Wangen. Hoffentlich ist der Knochen darunter nicht eingebrochen. Schon stelle ich mir vor, wie sich ein hässliches Loch in meinem Gesicht auftut. Nie wieder werde ich ohne

Maske das Haus verlassen können. Der Aufbau von Knochen ist eine langwierige und komplizierte Angelegenheit. Es gibt keine Garantie auf Erfolg. Aber ich wollte unbedingt ein Stück meines alten Lebens wiederhaben. Wenigstens lächeln wollte ich wieder können.

Ich muss wissen, was passiert ist. Ich drehe den Kopf zur Tür und lausche angestrengt. Nichts. Keine Schritte. Niemand kommt herein. Auf dem Tisch neben mir steht eine schmale Vase mit Blumen. Daran lehnt eine Karte mit der Aufschrift *Gute Besserung*. Von meinem Handy keine Spur. Am Haken neben der Tür hängt meine Jacke. Der Raum fühlt sich plötzlich klaustrophobisch an.

»Hilfe!«, will ich schreien. Aber der Klumpen in meinem Mund ist zu nichts zu gebrauchen. Ich bringe bloß einen seltsamen Laut hervor, der eher wie ein Pfeifen klingt. Niemand hört mich.

Ich richte mich ein wenig auf und lasse mich von der Liege fallen. Ein stechender Schmerz durchfährt meine Hüfte, als ich auf dem kalten Boden lande. Doch es ist mir egal. Am Schrank hängt ein Spiegel, und dorthin muss ich. Auf allen vieren krabble ich von der Liege zum Schrank. Die drei Meter kosten mich enorme Kraft. Der Schweiß bricht mir aus. Ich ignoriere die Anstrengung. Ich muss in den Spiegel sehen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit ziehe ich mich an der Schranktür hoch. Schwindel erfasst mich. Ich atme bewusst langsam. Jetzt bloß nicht ohnmächtig werden. Als ich endlich den Spiegel erreiche, fühle ich mich besser. Ich schaue hinein und erkenne meine Lippen. Sie leuchten seltsam rot, weil sie

angemalt sind. Aber sie haben ihre Form zurück und sind nicht mehr schief. Verwundert öffne ich den Mund und erblicke eine makellose Zahnreihe. Ich staune erleichtert und kann die Augen nicht abwenden.

Der Arzt hat mir nicht zu viel versprochen. Mein neues Lächeln sieht wirklich fantastisch aus. Neugierig betrachte ich den Verband, der quer über meiner Nase liegt. Es ist nicht der einzige. Auch das Kinn und die Stirn sind bandagiert. Ich muss wissen, wie es darunter aussieht. Vorsichtig löse ich den Verband von der Nase. Die hässliche Narbe ist immer noch da, allerdings neu vernäht. Merkwürdig, davon hatte der Arzt nichts gesagt. Es sollten nur die Zähne behandelt werden. Im Spiegel inspiziere ich die Nase, die jetzt viel schmaler wirkt als vorher. Dann entferne ich die Verbände von Kinn und Stirn. Ich schaue in meine Augen und erkenne mich darin wieder. Doch das, was unter den Verbänden hervorkommt, treibt meinen Puls in die Höhe. Eine Welle der Übelkeit überkommt mich, denn die Person, die ich im Spiegel sehe, bin nicht mehr ich. Es ist ein völlig fremdes Gesicht, und diese unbekannte Frau starrt mich aus meinen eigenen Augen an.

Kapitel 1

Julia sah auf den Körper der jungen Frau vor ihr und spürte einen Anflug von Trauer. Sie war fast noch ein Kind, viel zu jung, um schon tot zu sein. Das kalte Licht der Deckenlampen ließ den ausgemergelten Körper noch grauer erscheinen. Die Rippen zeichneten sich deutlich ab. Die Frau wog kaum fünfzig Kilogramm. Ein entsetzliches Zeugnis für den selbstzerstörerischen Lebensstil, den sie in den letzten Monaten geführt hatte. Unwillkürlich musste sie an ihre eigene Tochter denken. Die kleine Sophia war erst ein Jahr alt und wuchs behütet auf. Doch wie schnell konnte ein junger Mensch auf die schiefe Bahn geraten, so wie es der Frau auf dem Obduktionstisch offenbar passiert war? Auch ohne Laboranalyse erkannte Julia den massiven Drogenkonsum. Die Venen in den Armbeugen sahen aus wie ein Sieb. Hässliche Narben hatten sich gebildet, und auch die Venen an Oberschenkeln und Füßen wiesen zahlreiche Einstiche auf. Einen Moment lang stellte sie sich vor, wie sich der Verlust eines Kindes anfühlen musste, aber dann schob sie den Gedanken beiseite.

Die Geburt ihrer Tochter hatte Julia verändert. Sie war sich der Verantwortung und der Schutzbedürftigkeit, die mit neuem Leben einhergehen, bewusster als je zuvor geworden. Der Gedanke an den Verlust eines geliebten Menschen erfüllte sie mit einem tiefen Schmerz, einer Seelenqual, die sie als Mutter spürte, aber als Leiterin des rechtsmedizinischen Instituts beiseiteschieben musste. Sie

konnte es sich nicht leisten, in ihrer Arbeit von Emotionen überwältigt zu werden. Es blieb nur noch eines, was sie für die junge Frau tun konnte: die genaue Ursache ihres Todes aufklären. Indem sie jeden Befund sorgfältig dokumentierte und analysierte, konnte Julia sicherstellen, dass das Leben der jungen Frau nicht spurlos endete und die Wahrheit über ihr Schicksal ans Licht kam.

»Legen wir los«, sagte sie mit fester Stimme und gab Lenja ein Zeichen. Dann vollführte sie zwei saubere Schnitte von den Schultern zum oberen Ende des Brustbeins und von dort hinunter bis zum Schambein.

Lenja reichte ihr die Rippenschere, damit sie den Brustkorb öffnen konnte. Im Gegensatz zu ihrer Assistentin nahm Julia das leise Knacken und Knirschen beim Durchtrennen der einzelnen Rippen gar nicht mehr wahr. Doch als sie kurz aufblickte, sah sie, wie Lenja sich auf die Unterlippe biss.

»Mach du weiter«, sagte sie und hielt ihrer Assistentin die Rippenschere hin. Aus eigener Erfahrung wusste Julia, dass Handeln oft die beste Therapie war. Vor allem, wenn es darum ging, unangenehme Geräusche oder auch Gerüche auszublenden. Und davon gab es in der Rechtsmedizin einige. Nicht nur der typische süßliche Geruch des Todes lag in der Luft, auch die scharfe Note von Desinfektionsmitteln hatte sich daruntergemischt. Jeder, der einmal bei einer Obduktion zugegen war, konnte das bezeugen.

Lenja setzte die Rippenschere an und durchtrennte die Rippen an der Grenze zwischen Knochen und Knorpel. Sie

ging sehr vorsichtig vor, um die darunterliegenden Blutgefäße nicht zu verletzen. Allmählich entspannten sich ihre Gesichtszüge.

»Untersuchen wir zuerst die Lunge«, sagte Julia und entnahm das Organ aus dem Brustkorb. Bereits der erste Schnitt durch das weiche Gewebe bestätigte ihre These. Eine blasse, leicht schaumige Flüssigkeit sickerte aus der Schnittstelle.

»Sie ist an einem Lungenödem gestorben«, stellte Julia fest. »Das ist typisch bei Drogenmissbrauch.«

»Ich sehe es. Die Lunge ist mit viel Flüssigkeit gefüllt. Sie dürfte kaum noch Luft bekommen haben«, erwiderte Lenja, die den Befund interessiert musterte und ihn mit ihrem leichten finnischen Akzent ins Mikrofon diktierte.

»Das stimmt«, bestätigte Julia. »Der Körper wurde nicht mehr ausreichend mit Sauerstoff versorgt, was letztlich zum Tod führte.«

»Hätte man sie noch retten können?«, fragte Lenja.

»Schwer zu sagen, aber wenn sie rechtzeitig ins Krankenhaus gekommen wäre, hätte sie vielleicht eine Überlebenschance gehabt.«

Gerade als Julia das Herz der Toten genauer inspizieren wollte, schwang die Tür zum Obduktionssaal auf. Ihre Sekretärin erschien auf der Schwelle.

»Florian Kessler hat angerufen. Er möchte, dass Sie zu einem Leichenfundort kommen. Es ist wohl dringend«, erklärte sie.

Julia hob ihre blutverschmierten, behandschuhten Hände.
»Ich stecke mitten in einer Autopsie.«

»Kein Problem«, erwiderte Kerstin Brandt. »Doktor Neumann kann das übernehmen. Ich habe ihn schon verständigt.«

»Oh, danke.« Julia streifte die Latexhandschuhe ab. »Hat Florian gesagt, worum es geht?«

Kerstin Brandt schüttelte den Kopf. »Nein. Er meinte nur, es wäre dringend. Sie befürchten, dass es wegen des Wetters zu einer Kontamination des Fundortes kommen könnte.«

»Verstehe«, sagte Julia und blickte durch das schmale Fenster des Autopsiesaaes nach draußen. Es war bereits dunkel, doch an der Scheibe erkannte sie einige Regentropfen.

»Dann beeilen wir uns besser.« Julia bedeutete Lenja, ihr zu folgen.

»Ist der Assistenzarzt von Doktor Neumann noch da?«, fragte sie. »Es ist schon halb sechs.«

»Ja, ich habe ihm Bescheid gesagt«, antwortete Kerstin Brandt.

»Sie sind die Beste.« Julia lächelte und folgte ihr durch den kühlen Flur des Instituts zum Büro, während Lenja den Autopsiesaal verschloss.

»Die Adresse habe ich Ihnen aufgeschrieben.« Die Sekretärin reichte ihr einen Zettel. »Es ist eine Tanzschule, etwa eine Viertelstunde entfernt.«

»Danke«, sagte Julia und schlüpfte in ihren Mantel. Sie steckte den Zettel mit der Adresse in die Tasche und griff

nach dem Metallkoffer, in dem sie ihre medizinischen Instrumente aufbewahrte.

»Machen Sie ruhig Feierabend. Es wird sicher ein oder zwei Stunden dauern, bis wir fertig sind.« Julia verabschiedete sich und trat auf den Flur, wo Lenja bereits auf sie wartete.

»Wo müssen wir hin?«, fragte diese neugierig und Julia holte den Zettel wieder hervor.

»Die Tanzschule kenne ich. Eine Freundin von mir wohnt da ganz in der Nähe.«

»Perfekt, dann können wir direkt los.« Julia schritt voraus durch die Seitentür auf den Parkplatz, wo ihr Golf stand.

»Danke, dass ich mitkommen darf.« Lenja nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Julia startete den Motor und fuhr los. »Ich weiß doch, wie gern du dir die Fundorte ansiehst. Außerdem finde ich es wichtig, dass sich ein Rechtsmediziner ein Bild von der Auffindesituation machen kann. Ein paar Fotos können die Atmosphäre und die kleinen Details nicht wiedergeben.«

Julia lenkte den Wagen durch die dunklen Straßen Kölns. Der Regen hatte zugenommen und der Wind fegte die letzten Blätter von den fast kahlen Bäumen. Die Temperaturen hatten sich in den vergangenen Tagen dem Nullpunkt genähert, und obwohl sie im Rheinland selten darunter fielen, sagte der Wetterbericht im Radio in dieser Sekunde Schnee für die nächsten Tage voraus.

»Vielleicht haben wir ja weiße Weihnachten«, rief Lenja verzückt. »Das wäre doch was.«

Julia lächelte und stellte sich vor, wie Sophia über die weißen Flocken staunen würde. Sie warf Lenja einen Seitenblick zu.

»Du vermisst den Schnee bestimmt.«

Ihre Assistentin zuckte mit den Schultern. »Manchmal schon. Aber das wärmere Wetter hat auch seine Vorteile. Ich friere hier nicht so oft.«

»Willst du über Weihnachten nicht nach Hause?«, erkundigte sich Julia mit einem weiteren Seitenblick.

»Doch. Aber erst am zweiten Weihnachtsfeiertag. Vorher sind wir bei den Eltern von Marcel eingeladen.«

»Aha. Dann wird es also ernst mit eurer Beziehung?«

Lenja lachte. »Ich weiß nicht, ab wann es ernst wird. Aber ja. Seine ganze Familie kennenzulernen, macht es wahrscheinlich zu einer festen Beziehung.«

»Das freut mich für dich«, erwiderte Julia. Sie erinnerte sich daran, wie Lenja gelitten hatte, als ihre Beziehung mit Marcel kurz vor dem Aus stand, weil eine Ex-Freundin völlig unerwartet aufgetaucht war.

»Seid ihr anschließend gemeinsam in Finnland?«

Lenja antwortete nicht gleich.

»Nein«, stieß sie nach einer Weile knapp hervor und starrte auf ihre Fußspitzen.

Julia sah die blinkenden Lichter der Polizeieinsatzwagen und parkte hinter dem letzten Fahrzeug. Sie stellte den Motor ab und musterte Lenja.

»Das hört sich jetzt vielleicht blöd an. Aber mir geht das alles zu schnell.« Lenja biss die Zähne zusammen, sodass ihre Kieferknochen leicht hervortraten.

»Du machst es richtig«, erklärte Julia schnell. »Du bist noch keine dreißig und solltest dir alle Zeit der Welt lassen. Und wer weiß ...« Sie sprach nicht weiter, denn Martin Saathoff näherte sich dem Auto. Er strahlte über das ganze Gesicht, als er Lenja auf der Beifahrerseite erblickte. Er nickte Julia kurz zu und öffnete Lenja die Tür.

»Schön, dass ihr da seid«, sagte Florians Partner und streckte Lenja zur Begrüßung die Hand hin, nachdem sie ausgestiegen war.

Julia stieg ebenfalls aus dem Auto.

»Wo ist Florian?«, fragte sie und sah sich nach ihm um. Doch auf den ersten Blick konnte sie ihn zwischen den vielen Polizisten und Mitarbeitern der Spurensicherung nicht entdecken.

»Er ist im Zelt«, antwortete Martin Saathoff und deutete auf die helle Plane, die vor dem Gebäude über einige Stangen gespannt war. »Die Leiche liegt auf der Treppe vor dem Eingang. Wir wollten verhindern, dass der Regen die Spuren wegspült.«

Julia nahm ihren Koffer und ging zum Zelt. Die Polizisten wichen zur Seite und grüßten sie. Sie nickte ihnen freundlich zu und trat ein. Das grelle Licht der Strahler blendete sie für einen Moment.

»Julia«, hörte sie Florians erfreute Stimme. »Da bist du ja endlich.« Er drückte ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange und reichte Lenja die Hand.

»Ich wollte, dass ihr die Tote mit eigenen Augen am Fundort seht.« Er machte Platz, damit sie und Lenja die Tote betrachten konnten.

Eine schlanke Frau in einem roten Kleid lag auf den eisigen Betonstufen, die zum Eingang der Tanzschule hinaufführten. Das Kleid schien viel zu dünn für die kalte Jahreszeit. Doch das war es nicht, was Julias Blick fesselte. Es war die schwarze Plastiktüte über dem Kopf des Opfers, offenbar ein Müllbeutel. Julia betrachtete die Tüte und fragte sich, ob sie möglicherweise den Tod verursacht hatte. Die Konturen des Gesichts unter der Folie waren schwer auszumachen. Sie wusste, dass es verschiedene Möglichkeiten gab, wie eine Person mit einer Plastiktüte über dem Kopf ersticken konnte. Vielleicht war die Tüte fest genug verschlossen gewesen, um die Luftzufuhr zu unterbinden, oder es gab eine andere Ursache. Es war jedoch zu früh, um irgendwelche Schlüsse zu ziehen, bevor sie die Leiche genauer untersucht hatte. Julia ließ ihren Blick weiter schweifen, über die nach oben ausgestreckten, nackten Arme der Frau und ihr rechtes angewinkeltes Bein. Die groteske Körperhaltung erinnerte sie an eine Tanzpose. Julia verschaffte sich rasch einen Überblick über die Position der Totenflecke an Armen und Beinen, ohne die Leiche zu bewegen.

»Sie wurde nach ihrem Tod noch einmal bewegt«, stellte sie fest. »Sie ist nicht in dieser Haltung gestorben.«

Im Gegensatz zu der Toten, die Julia vor knapp einer Stunde obduziert hatte, erschienen die Adern an den Armen dieser Frau makellos, ohne einen einzigen Einstich. Die rot lackierten Fingernägel korrespondierten mit der Farbe des Kleides. Ihre rechte Hand umklammerte einen Ballettschuh.

»Der ist viel zu klein«, murmelte Julia leise. Lenja neben ihr nickte stumm.

»Was haben diese Pose, in der sie daliegt, und der Schuh in ihrer Hand zu bedeuten?«, fuhr Julia nachdenklich fort und betrachtete den rosa schimmernden Satinstoff des winzigen Schuhs und die hochwertigen Schleifen. Der Ballettschuh passte vielleicht einem sechs- oder siebenjährigen Mädchen.

Florian zuckte mit den Achseln. »Ich habe mich das auch gefragt. Möglicherweise ist das Opfer eine Tänzerin. Oder sie hat eine Tochter in dem Alter und der Schuh gehört dem Kind. Es wäre denkbar, dass die Frau als kleines Mädchen selbst getanzt hat. Ich kann es noch nicht sagen, aber wir werden es herausfinden. Jedenfalls haben diese Tanzpose, der Schuh und auch die Tüte über ihrem Kopf eine Bedeutung für den oder die Täter.«

»Wisst ihr schon, wer sie ist?«, fragte Julia.

Martin Saathoff, der sich neben Lenja gestellt hatte, schüttelte den Kopf.

»Nein, sie hat keine Papiere bei sich und die Tüte haben wir nicht angerührt, sodass wir ihr Gesicht bisher nicht gesehen haben.«

»Darf ich?« Julia streifte sich Handschuhe über, als Florian nickte, und löste vorsichtig das Klebeband, mit dem

die Plastiktüte am Hals der Frau befestigt war. Behutsam zog sie die Tüte vom Kopf der Toten. Lange blonde Haare quollen hervor. Blaue, bereits stumpfe Augen starrten an die Decke des Zelttes. Die leicht geöffneten Lippen wirkten spröde. Dahinter konnte Julia intakte Schneidezähne erkennen. Die Frau war höchstens fünfundzwanzig und in körperlich gutem Zustand gewesen. Ihr Blick wanderte über den Bauch der Toten hinunter zum Schritt. Sie hob den Rock hoch und inspizierte die Oberschenkel und den Slip.

»Keine auffälligen Flecken, Hämatome oder Kratzspuren.« Julia ließ den Stoff wieder über die Oberschenkel fallen. »Sieht auf den ersten Blick nicht nach einer Vergewaltigung aus, aber bestätigen kann ich das erst nach der Obduktion.«

»Wer hat die Tote gefunden?«, fragte Lenja, während Julia eine Hand des Opfers nahm und die Beweglichkeit der Finger prüfte.

»Es war ein anonymes Anruf. Wir konnten ihn leider nicht zurückverfolgen.«

Julia schaute auf die Uhr. »Wie lange hatte die Tanzschule heute geöffnet?«

»Bis siebzehn Uhr«, brummte Martin Saathoff. »Der Anruf kam eine halbe Stunde später. Wir versuchen derzeit, die Inhaberin der Tanzschule zu erreichen.« Er deutete in Richtung des Einganges. »Die haben eine Überwachungskamera, auf der wir vielleicht etwas sehen können.«

»Das bedeutet, die Tote wurde kurz nach Schließung der Tanzschule hier abgelegt. Da müssten sich doch Zeugen finden?«

»Die Kollegen von der Streife befragen gerade die Nachbarn«, erklärte Florian. »Ich hoffe, dass irgendjemand etwas gesehen hat oder sich noch bei uns meldet.«

»Die Totenstarre ist jedenfalls voll ausgeprägt. Die Frau ist mindestens seit acht Stunden tot, bei den kalten Temperaturen eher länger.«

»Dann liegen wir mit unserer ersten Vermutung richtig, dass sie nicht hier getötet wurde«, sagte Florian.

»Was ist die Todesursache?«, wollte Martin Saathoff wissen. »Wurde sie mit der Plastiktüte erstickt?«

Julia schürzte die Lippen. »Ich würde sie gerne obduzieren, bevor ich mich da festlege. Aber meine erste Einschätzung lautet nein. Ich vermute, die Tüte wurde ihr post mortem über den Kopf gezogen, warum auch immer.«

»Und woraus schließt du das?«, fragte Florian überrascht.

Julia deutete auf die Handgelenke der Toten. »Zum einen war sie nicht gefesselt. Ich kann zumindest keine entsprechenden Male an ihren Handgelenken erkennen. Sie hätte sich ohne Fesselung die Tüte mit Sicherheit vom Kopf gerissen. Und zum anderen ist die Tüte ziemlich dünn. Ich schätze, es ist eine handelsübliche Mülltüte, die schnell zerreißt. Sie weist allerdings keinerlei Spuren eines Kampfes auf. Jemand, der in Panik nach Luft schnappt, saugt den Kunststoff ein und versucht im Todeskampf, ihn zu zerbeißen oder irgendwie ein Loch hineinzubekommen. Aber die Tüte

sieht aus wie neu. So als ob der Täter sie ihr erst im Nachhinein über den Kopf gezogen hätte. Es wäre natürlich denkbar, dass die Frau zuerst betäubt und anschließend mit der Tüte erstickt wurde, doch das können wir wirklich nur durch die Autopsie herausfinden.«

»Das ist interessant«, brummte Florian. »Der Täter hätte die Tüte in diesem Fall also benutzt, um ihr Gesicht nicht mehr sehen zu müssen. Das könnte für Scham und Reue sprechen.«

»Dann ist es vermutlich etwas Persönliches«, fügte Martin Saathoff hinzu. »Wir müssen ermitteln, ob sie einen Partner hatte und ob es Streit gab.«

Vor dem Zelt erhob sich auf einmal ein lautes Stimmengewirr.

»Sie dürfen da nicht rein!«, rief einer der Polizisten streng.

»Das ist mir ganz egal. Lassen Sie mich gefälligst durch! Ich bin auf der Suche nach meiner Tochter«, hielt eine aufgebrauchte Frauenstimme dagegen.

Florian stürmte hinaus.

»Sind Sie Clementine Hohenstein?«, hörte Julia seine Stimme von draußen.

»Ja, die bin ich. Mir gehört die Tanzschule und ich will wissen, ob Sie meine Tochter gefunden haben. Sie wird seit sechs Wochen vermisst und die Nachbarn haben mich informiert, dass hier vor dem Haus eine Tote entdeckt wurde.«

Es folgten ein paar leise Worte, die Julia nicht verstand. Sie streifte schnell die Handschuhe ab und eilte hinaus zu Florian.

Eine hochgewachsene, schlanke Frau, die ihre grauen Haare zu einem Dutt aufgetürmt hatte, redete auf Florian ein. Ihr Gesicht hatte nicht viel Ähnlichkeit mit der toten Frau im Zelt. Julia konnte beim besten Willen nicht sagen, ob es sich um Mutter und Tochter handelte.

»Bitte, lassen Sie mich die Tote sehen. Ich muss wissen, ob es meine Tochter ist.«

»Es tut mir leid, aber wir dürfen den Fundort nicht kontaminieren«, erwiderte Florian.

»Ich bin Julia Schwarz, die Rechtsmedizinerin«, stellte sie sich vor und schüttelte Clementine Hohenstein die Hand.

»Rechtsmedizin?«, hauchte Hohenstein, während sich ihre Augen mit Tränen füllten.

»Bitte, ich muss sie sehen. Bitte.«

Julia wusste, dass der schreckliche Anblick der Toten sich für immer in das Gedächtnis dieser Frau einbrennen würde. Sollte es sich um die Mutter handeln, durfte sie ihre tote Tochter auf keinen Fall zu Gesicht bekommen. Jedenfalls nicht in der Tanzpose, in der der Täter sie abgelegt hatte. Der Tod an sich war schlimm genug. Alles Weitere würde diese Frau zerstören.

»Wir müssen noch Spuren sicherstellen. Es tut uns sehr leid. Sie könnten jedoch morgen zu mir ins Institut kommen. Dann haben wir Zeit und Sie können in Ruhe schauen und die Tote identifizieren.«

»Aber ich muss doch wissen, ob es überhaupt Marie ist. Vielleicht ...« Clementine Hohenstein brach mitten im Satz ab. Sie fixierte Julia und erneut schossen ihr Tränen in die Augen.

»Sie ist es, richtig?«, schluchzte sie tränenerstickt. »Es ist Marie.«

Julia hob beschwichtigend die Hände.

»Wir wissen es noch nicht.«

Clementine Hohenstein schüttelte den Kopf.

»Sie wissen es vielleicht nicht, ich aber schon.«

Kapitel 2

Johannas Kopf dröhnte, als wäre ein Lastwagen darübergefahren. Ein Nebel aus stechendem Schmerz hüllte sie ein. Irgendwo aus der Ferne hörte sie ihren Namen. Sie wollte die Augen öffnen, aber sie waren wie zugeklebt. Es ging nicht, egal wie sehr sie es versuchte.

»Wo bin ich?«, stieß sie aus und vernahm ihr eigenes Nuscheln, das sich mehr wie das Wimmern eines Tieres anhörte, jedoch nicht wie die Worte eines Menschen.

Niemand antwortete ihr und trotzdem spürte sie, dass sie nicht allein war. Neben ihr knarzte etwas, so als würde jemand auf einem Stuhl sitzen und sich leicht bewegen.

»Hallo?«, fragte sie in den Nebel hinein und dieses Mal klang ihre Stimme klarer.

»Bist du wach?«

Sie zuckte zusammen, denn die tiefe Stimme drang ihr direkt ins Ohr. Warmer, feuchter Atem streifte sie.

Ja, ich bin wach, wollte sie sagen, aber wieder kamen nur unverständliche Laute aus ihrem Mund.

»Mach dir keine Sorgen. Gleich geht es dir besser. Ich habe dir ein Beruhigungsmittel gegeben.«

Ein Beruhigungsmittel? Johanna durchforstete ihr Gedächtnis, doch sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand oder wie lange sie schon hier war. Sie erinnerte sich an nichts.

Erneut öffnete sie den Mund, doch sofort schob sich eine große warme Hand über ihre Lippen.

»Ruh dich aus«, hörte sie den Mann sagen, dessen Stimme ebenso fremd war wie alles andere. Aber irgendetwas blitzte in ihrem Kopf auf. Ein Gedanke, der so schnell wieder verschwand, wie er gekommen war. Trotzdem begriff sie im Bruchteil dieser einen Sekunde, dass sie diese Stimme schon einmal gehört hatte. Sie roch den Duft, der von seiner Hand ausging. Eine Mischung aus Desinfektionsmittel und einer dunklen Männernote. Abermals lichtete sich der Nebel in ihrem Kopf ein wenig. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Schneidezähne und spürte, wie glatt und makellos sie waren. Und dann, ganz plötzlich, schoss ein Bild in ihr hoch. Der Spiegel, in den sie zuletzt geschaut hatte, und das Gesicht, das nicht mehr ihres gewesen war.

»Gleich geht es dir besser«, raunte der Mann ihr zu und nahm seine Hand von ihren Lippen. Eine Welle der Übelkeit kochte in ihrem überreizten Magen hoch.

Ich will hier raus, wollte Johanna schreien, aber ihre verwaschenen Worte konnte niemand verstehen.

Oder doch?

Sie spürte seinen Blick auf sich. Die Angst gab ihr die Kraft, ihre Lider aufzuschlagen. Zwei dunkelbraune Augen musterten sie scharf. Panik wallte in ihr auf. Das lag nicht nur daran, dass er sie anstarrte, sondern an dem Gegenstand in seiner Hand.

Nein, wollte sie schreien.

Aber es war zu spät.

Kapitel 3

Julia hastete zum Autopsiesaal Nummer fünf, in dem Lenja sie bereits erwartete.

»Tut mir leid, dass ich zu spät bin. Ich hatte noch ein Gespräch mit der Verwaltung.« Sie stieß einen müden Seufzer aus. »Es ist kaum zu glauben, welche Kostenpositionen sich diese Leute bis ins kleinste Detail anschauen. Aber wenigstens haben sie für dieses Jahr nichts zu beanstanden und das Budget für nächstes Jahr ist gesichert.«

»Ich wüsste ehrlich gesagt auch nicht, wo sie noch streichen wollen. Wir sind schon jetzt am absoluten Minimum, was die Ausgaben angeht«, erwiderte Lenja trocken.

Julia nickte und zog sich die Handschuhe an. Sie betrachtete die tote Frau auf dem Edelstahltisch, deren Haut

im Laufe der Nacht noch grauer geworden war. Ihre blutleeren Lippen hatten fast keine Farbe mehr und die Augen starrten ohne jeglichen Glanz hinauf in das kalte Licht der Neonröhren über ihren Köpfen.

»Liegen uns die Vermisstenanzeige und der dazugehörige Polizeibericht schon vor?«, fragte Julia und warf einen Blick auf die Uhr. Clementine Hohenstein würde bald eintreffen und bis dahin wollte Julia die äußere Leichenschau abgeschlossen haben.

Lenja nickte. »Ich habe den Bericht durchgelesen und mir die Fotos angeschaut. Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass es sich bei der Toten um die Tochter von Clementine Hohenstein handelt.«

Lenja schlug die Akte auf und präsentierte Julia die Aufnahmen einer jungen Frau. Julia musterte zuerst das Passfoto ausgiebig und dann ein paar Urlaubsfotos, welche Marie Hohenstein aus verschiedenen Perspektiven zeigten.

»Augen- und Haarfarbe, Größe, Alter und Gewicht stimmen zwar überein. Aber ich gebe dir recht, das Gesicht sieht anders aus.« Julia presste nachdenklich die Lippen zusammen. »Trotzdem, wenn du den Bericht schon gelesen hast, dann erzähle mir doch kurz, was drinsteht. Ich beginne mit der äußeren Leichenschau. Die Autopsie führen wir sowieso durch, egal ob es sich um die Tochter von Clementine Hohenstein handelt oder um jemand anderes.«

Lenja blätterte eine Seite um und überflog den Text.

»Marie Hohenstein ist vor sechs Wochen verschwunden«, berichtete sie. »Weder aus ihrem Umkreis noch von der

Mutter, zu der sie ein gutes Verhältnis hat, kamen Hinweise zu ihrem Verbleib. Sie ist am Morgen des dreißigsten Oktobers nicht in der Uni erschienen und wurde seitdem nicht mehr gesehen. Sie ist vierundzwanzig Jahre alt, studiert Sozialpädagogik und unterrichtet nebenbei an der Tanzschule ihrer Mutter. Einen Partner hat sie nicht. Ihrer besten Freundin, die nur ein paar Straßen entfernt wohnt, ist Marie Hohensteins Verschwinden zuerst aufgefallen. Sie studiert im selben Semester Sozialpädagogik und hat am Abend des dreißigsten Oktobers die Mutter angerufen. Als Marie Hohenstein auch am nächsten Tag nicht erschien, meldete die Mutter sie bei der Polizei als vermisst.«

»Und was ist mit den Nachbarn? Hat niemand sie gesehen?«, fragte Julia, während sie mit einer Lupe das rote Kleid auf Spuren untersuchte.

»Nein. Die Polizei konnte deshalb den genauen Zeitpunkt ihres Verschwindens auch nicht ermitteln. Sie erschien am dreißigsten nicht in der Uni, aber niemand weiß, ob sie auf dem Weg dorthin oder womöglich schon am Abend zuvor verschwand. Ihre beste Freundin hat am neunundzwanzigsten Oktober um achtzehn Uhr dreißig zuletzt mit ihr telefoniert. Danach hat niemand mehr mit Marie Hohenstein gesprochen. Das Handy wurde in der Nacht gegen ein Uhr ausgeschaltet. Seitdem fand auch kein Zugriff mehr auf das WLAN statt. Die Polizei hat die Wohnung auf Einbruchspuren untersucht und auch sonstige Hinweise zu ihrem Verbleib verfolgt.« Lenja zuckte mit den

Schultern und reichte Julia die Schere, damit sie das Kleid der Toten auftrennen konnte.

»Nichts«, fasste sie ihren Bericht zusammen. »Marie Hohenstein ist wie vom Erdboden verschluckt. Auch in ihren Kontaktdaten fanden sich wohl keinerlei Hinweise.«

»Hat man das Handy denn in ihrer Wohnung gefunden?«, fragte Julia und entfernte das Kleid vom Körper der Toten, ebenso wie den BH und den Slip.

»Nein. Das Handy ist bis heute nicht mehr aufgetaucht. Gleiches gilt für die Handtasche, in der sie vermutlich ihre Geldbörse und den Ausweis aufbewahrte. Nach dem Bericht kann die Polizei nicht ausschließen, dass Marie Hohenstein freiwillig untergetaucht ist.«

Julia deutete auf den nackten Körper der Toten. »Diese Frau hier vor uns zeigt jedenfalls keine Anzeichen von Unterernährung oder Dehydrierung. Scheint nicht so, als wäre sie sechs Wochen lang in Gefangenschaft gewesen«, sagte sie und begann die Haut zu begutachten. Ihr Blick schweifte über den Bauch und die Brust. Am Hals hielt Julia inne.

»Was haben wir denn hier?«, murmelte sie und stellte das Licht heller. Sie beugte sich vor, um den kleinen Fleck am hinteren Halsansatz genauer zu inspizieren.

»Sieht aus wie ein Einstich«, bemerkte Lenja, die sich neben Julia gestellt hatte.

»Das denke ich auch. Ihr wurde anscheinend etwas injiziert.« Nachdenklich betrachtete Julia den Leichnam.

»Bitte entnimm eine Blutprobe und bring sie am besten gleich ins Labor.«

Lenja machte sich ans Werk, während Julia fortfuhr. Sie fand keine weiteren Einstiche und begab sich zum Fußende, um die Schuhe der Toten zu entfernen. Was zum Vorschein kam, entsetzte sie.

»Du liebe Güte, sieh dir das mal an.« Julia deutete auf die dunkel angelaufenen Schwellungen an beiden Füßen. Insbesondere die Zehen waren in Mitleidenschaft gezogen. Blutige Krusten zogen sich über die Nägel und die Kuppen.

»Hast du eine Erklärung dafür?«, fragte Lenja, während sie die Blutprobe beschriftete.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Julia und hob den rechten Schuh auf.

»Dieser Schuh passt ihr«, stellte sie fest. »Die Schwellungen deuten jedoch darauf hin, dass sie zu kleine Schuhe getragen hat. Moment mal, sie hatte doch diesen Kinderschuh in der Hand, als sie gefunden wurde.«

»Ja, einen Ballettschuh, der vielleicht einem sechs- oder siebenjährigen Mädchen passen könnte«, bestätigte Lenja.

Julia schürzte die Lippen. »Da hätte sie niemals hineingepasst. Trotzdem, ich sehe alte und neue Hämatome. Die bekommt man nicht, wenn man nur einmal zu enge Schuhe trägt. Das muss häufiger geschehen sein.«

Lenja sah Julia mit großen Augen an. »Du meinst zum Beispiel über sechs Wochen hinweg?«

»Könnte sein.« Julia griff zur Lupe und betrachtete die Haut an den Zehen. »Es hat sich bisher nur wenig Hornhaut

gebildet. Das bedeutet, dass der Zeitraum, in dem sie die zu engen Schuhe getragen hat, zeitlich begrenzt war. Ob es sich um sechs Wochen oder drei Monate handelt, lässt sich allerdings kaum feststellen.«

Lenja nahm Julia die Lupe ab und musterte die Haut ihrerseits. »Sie muss schlimme Schmerzen gehabt haben.«

»Mit Sicherheit hatte sie die«, antwortete Julia. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Frau das freiwillig gemacht hat. Andererseits haben wir bisher keine Anhaltspunkte für das Gegenteil.«

Ein Klopfen an der Tür ließ sie innehalten. Rasch griff Julia zu einem Tuch und legte es über die Leiche.

»Herein«, rief sie dann und bedeutete Lenja, die Blutprobe in der Box fürs Labor verschwinden zu lassen.

Florian trat ein, gefolgt von der Inhaberin der Tanzschule, die sich bei Martin Saathoff untergehakt hatte. Ihre Lippen zitterten, als sie Julia und Lenja begrüßte.

»Ich möchte sie sehen«, hauchte sie kraftlos.

Julia zog das Laken vom Kopf, genau so weit, dass darüber hinaus nur der Hals und der Brustansatz zum Vorschein kamen.

Clementine Hohenstein stand stumm da. Ein unangenehmes Schweigen breitete sich aus. Niemand sagte etwas, und es dauerte eine Weile, bis Clementine Hohenstein tief Luft holte.

»Es ist nicht Marie«, flüsterte sie und griff sich erleichtert an die Brust.

Julia hatte diese Antwort erwartet. Sie bedeckte die Tote wieder vollständig mit dem Tuch.

»Vielen Dank dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben«, entgegnete sie und verabschiedete Clementine Hohenstein.

Martin Saathoff brachte sie hinaus, während Florian noch bei Julia und Lenja im Autopsiesaal blieb.

»Habt ihr Neuigkeiten für mich?«, fragte er, nachdem die Tür zugeschwungen war.

Julia nickte und zog das Tuch erneut von der Leiche.

»Das kann man wohl sagen. Schau dir ihre Füße an.«

Florian verzog das Gesicht, als er die dunkel verfärbten und geschwollenen Zehen betrachtete.

»Das sieht schlimm aus. Was ist ihr passiert?«, wollte er wissen. »Ist sie über glühende Kohlen gelaufen?«

»Nein, das sind keine Verbrennungen. Sie hat vermutlich mehrere Tage, vielleicht sogar Wochen viel zu enge Schuhe getragen.« Julia deutete auf die Zehen. »Es sieht so aus, als wäre sie häufig auf Zehenspitzen gegangen und gar nicht mit dem ganzen Fuß aufgetreten.«

Florian hob die Augenbrauen. »Beim Tanzen bewegt man sich oft auf den Zehenspitzen. Könnten die Schwellungen daher rühren?«

»Nein, allein das Tanzen kann nicht die Ursache sein. Dann sähen die Füße jeder Balletttänzerin so aus«, entgegnete Julia. »Ich schätze eher, dass sie über längere Zeit in zu engen Schuhen getanzt hat. Aber ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, dass sie das freiwillig gemacht

hat.« Julia deutete abermals auf die Füße der Toten. »Diese Schwellungen haben ihr unter Garantie heftige Schmerzen bereitet.«

»Das ist interessant. Jemand legt sein Opfer vor einer Tanzschule ab und jetzt stellen wir fest, dass sie offenbar gezwungen wurde, in zu engen Schuhen zu tanzen. Jemand tötet sie und bedeckt ihr Gesicht mit einer Mülltüte. Entweder weil er aus Schuldgefühlen ihr Gesicht nicht mehr sehen will oder weil er sie mit dieser Mülltüte selbst im Tod noch demütigen möchte.«

»Was die Todesursache angeht, tippe ich übrigens auf eine Überdosis Drogen oder Medikamente. Wir haben einen Einstich im Hals des Opfers entdeckt und bereits eine Blutprobe für die toxikologische Untersuchung entnommen.« Julia griff zum Skalpell.

»Darf ich den Bauchraum öffnen?«, fragte Lenja und nahm ebenfalls ein Skalpell in die Hand.

»Warte kurz«, bat Julia, als ihr Blick erneut auf die feine Linie an der Nase der Toten fiel. Sie hatte der Narbe bisher nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet, doch jetzt bemerkte sie, dass diese ungewöhnlich gerade verlief. »Das sieht merkwürdig aus«, murmelte sie und sofort war Lenja mit der Lupe bei ihr.

»Was ist das?« Ihre Assistentin fuhr vorsichtig mit dem Zeigefinger über die Linie.

»Hier ist noch eine ähnliche Linie, gleich unter den Augenbrauen.« Julia beugte sich tiefer über das Gesicht der Toten. »Sie ist kaum sichtbar, aber wenn man genau

hinschaut, erkennt man, dass sie chirurgisch präzise verläuft.«

Julia warf einen kritischen Blick auf die Lippen und öffnete sie ein wenig, um die Innenseite zu betrachten.

»Ich fürchte, wir müssen Clementine Hohenstein zurückholen«, sagte Julia nach einer Weile. »Sie muss uns eine DNA-Probe ihrer Tochter zur Verfügung stellen.«

Hier endet die Leseprobe.

Wie geht es weiter?

Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

Taschenbuch im Shop ansehen